



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Fabriken und die Großstädte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heiten lassen — so sagt der Verfasser gegen den Schluß seines Berichtes hin — zwischen Nord, Ost und Süd gewaltige Unterschiede in Zucht, militärischer Straffheit und Leistungsfähigkeit hervortreten. Fehlte in den ersten beiden Himmelsstrichen das bei uns nie versagende Zusammenarbeiten in den Truppenteilen, so haben wir doch militärische Ordnung und in manchen Leistungen Gutes, ja stellenweise eine gewisse Eleganz in der Ausführung konstatieren können, während im Süden die *égalité* zuweilen sogar die Mannszucht angefressen hat und das militärische Können dort höchst mittelmäßig genannt werden muß.“

Summa und Moral: Es ist noch viel zu lernen, zu schaffen und zu besseitigen, ehe das französische Heer, mit dem Maße der „berühmten Muster“ gemessen, nach denen man es nach dem letzten Kriege umzubilden unternahm, durchaus als kriegsbereit gelten kann.



Die Fabriken und die Großstädte.



Wenn an mich als Wähler die Frage einer Neuwahl herantreten würde, so würde ich getrost die alten Vertreter wiederwählen, die Berlin aus einem Dorfe zur Großstadt gemacht haben. Berlin als Industriestadt hat nicht dem Hof oder dem Militär seine Blüte zu verdanken, sondern seinen Fabriken. So hat Zeitungsberichten zufolge ein Berliner Fortschrittsmann in einer Kommunalwählerversammlung am 4. Oktober 1883 gesprochen: Herr Ludwig Löwe, der als „alter Vertreter“ und Fabrikant besonders befähigt war, über jene Frage ein unparteiisches Urteil abzugeben, ebenso wie es ihm als Juden wohl anstand, über „praktisches Christentum“ mitzureden. Es ließen sich wohl allerlei Bemerkungen an diesen Ausspruch knüpfen, unter andern die, weshalb denn die Partei des Redners ein so klägliches Geschrei erhoben habe, als ihr die Möglichkeit einer Verlegung des Regierungssitzes von Berlin weg gezeigt wurde? Stünden Hof und Ministerien und Militär ihnen nicht mehr im Wege, so könnten ja Stadtverordnete und Fabriken viel ungestörter an der Vergrößerung Berlins arbeiten! Als friedfertige Menschen begnügen wir uns jedoch, dasjenige hervorzuheben, was uns mit Befriedigung erfüllt. Erstens: wenn einmal das Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden abgetragen wird (was ja bei fortschreitendem Fortschritt nicht ausbleiben kann und längst hätte geschehen sollen, schon weil an dem Postament die klassische Figur Moses Mendelssohns fehlt), und wenn dann die dankbare Nachwelt an derselben Stelle das Bild Ludwig Löwes

aufrichtet, so wird sie wegen einer Ausschrift nicht in Verlegenheit sein. Mit freier Anlehnung an Leonore Savitale wird sie den großen Mann sprechen lassen:

Wir haben dieses Dorf zur Stadt gemacht,
Es ward Berlin durch die Fabriken groß.

Und zweitens ist es uns sehr willkommen, daß das „Großmachen“ der Städte durch die Fabriken wieder einmal zur Sprache gebracht worden ist. Nicht als ob wir die Thatsache anzweifeln wollten, daß durch das Anlegen von Fabriken in den Städten die Bevölkerungsziffer der letztern gesteigert und ihre räumliche Ausdehnung direkt und indirekt erweitert wird. Und solange die meisten Städte noch dem — kindlichen — Ehrgeize fröhnen, tausend, zehntausend oder hunderttausend Einwohner mehr als gewisse Rivalen nachweisen zu können, müssen sie den Zuwachs an Fabriken als ein Glück betrachten. Aber nicht einem jeden leuchtet ein, daß in demselben Prozentverhältnis, wie die Zahl seiner „Mitbürger,“ auch sein Wohlfsein zunehme. Mancher, unempfindlich gegen das erhebende Gefühl, Bruchteil einer Million zu sein, gedenkt mit Sehnsucht der Zeit, als er noch nicht durch Teuerung und verdorbene Luft gezwungen war, seine Wohnung meilenweit von seinen Geschäftsräumen zu nehmen, als der Besuch bei einem Freunde noch nicht eine Reise erforderte u. s. w. Wir gehen in unsrer Verstocktheit noch weiter. Wir glauben, die Frage, wie die großen Städte von den Fabriken zu befreien seien, müsse unverweilt auf die Tagesordnung gesetzt werden, und danken deshalb Herrn Löwe für die Anregung.

Nahe gelegt wurde uns diese Frage in letzter Zeit nur zu oft, zuletzt durch die Feuersbrunst in Aachen, welche in einer Fabrik ausgebrochen war und eins der ehrwürdigsten Bauwerke Deutschlands, die letzte Erinnerung an Karl den Großen, zu zerstören drohte. Die geistreichen Verteidiger des städtischen Fabrikwesens würden damals gewiß geltend gemacht haben, daß schon verheerende Brände entstanden seien durch die Unachtsamkeit einer Köchin, die Fett in das Feuer laufen ließ, oder eines Kammermädchens, welches mit der Flamme den Vorhängen zu nahe kam, und daß trotzdem niemand die Entfernung der Küche aus dem Hause verlange oder das Hantiren mit Licht verboten wissen wolle. Doch wurde damals das Thema überhaupt nicht erörtert, und erschütternde Katastrophen der mannichfaltigsten Art folgten einander so schnell, daß das Unglück von Aachen bald gänzlich in Vergessenheit geriet. Es muß aber daran erinnert werden, daß, was dort geschah, sich täglich wiederholen kann, und daß oftmals die Verhütung größeren Schadens nicht gelingt. Alles solide Bauen, alle Vorkehrungen für die Sicherheit gegen Feuergefahr und die vortrefflichsten Einrichtungen zur Unterdrückung solcher werden ja augenscheinlich aufgehoben durch die Ansammlung der Etablissements, welche durch Dampfkessel, Schmelzöfen u. s. w. und durch die Massen brennbarer Stoffe zu Stätten unablässiger

Bedrohung der Nachbarschaft gemacht werden. Das allein müßte uns bestimmen, sie zu isoliren.

Und nun die Gesundheitsverhältnisse! Millionen über Millionen werden aufgewandt, um die Städter der notwendigsten Bedingungen der Existenz theilhaftig zu machen. Man kanalisiert und durchschwemmt, man führt Trinkwasser aus weiten Entfernungen herbei, sorgt für reichliche Kommunitationen in den Städten und in den Häusern, ventilirt, desinfiziert u.; und wiederum, solcher verständigen und wohlthätigen Bestrebungen spottend, speien die Fabriken aus ihren Schloten Dampf, Staub und Asche auf die unglücklichen Bewohner und verpesten die Luft mit schändlichen Gerüchen. Was der Großstädter täglich als Luft einatmet, dessen wird er erst inne, wenn er vom Lande heimkehrend schon auf Meilenweite den Dunstkreis seines Wohnortes mit Lunge, Nase und Zunge spürt.

Wie verhängnisvoll für die Entwicklung der sozialen Gegensätze das Hereinziehen einer großen Arbeiterbevölkerung in Hauptstädte und Mittelpunkte des politischen Lebens, des Handels und Verkehrs geworden ist, weiß jedermann. Wir denken dabei nicht so sehr an die ununterbrochene Rekrutirung der „gefährlichen“ Klassen durch arbeitscheue „Arbeiter“ aus den Fabriken; dergleichen Elemente sind stets der Anziehungskraft der großen Städte gefolgt, in den sich mehr Gelegenheit zur Ausübung der Thätigkeit dunkler Ehrenmänner bietet und in denen es mehr Schlupfwinkel giebt als in den kleinen, und so lange wir uns des Segens der absoluten Freizügigkeit erfreuen, werden wir uns das Anwachsen der Verbrecherviertel gefallen lassen müssen. Vorausichtlich erhöht es auch den Stolz der Großmacher, daß jetzt manche deutsche Stadt wenigstens in dieser einen Beziehung nicht mehr zu weit hinter London und Newyork zurücksteht! Viel wichtiger ist es, daß der wirkliche Arbeiter systematisch zur Unzufriedenheit mit seinem Lose geführt wird. In einer Fabrik auf dem flachen Lande ist es nicht allein möglich, nein, die Verhältnisse führen geradeswegs darauf hin, durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Existenz, durch eine gesunde Wohnung, ein Stück Gartenland den Arbeiter für die Schwere seines Tagewerks zu entschädigen, seinem Leben einen freundlichen Inhalt zu geben, sein Interesse mit dem des Fabrikherrn zu verknüpfen. In der Großstadt ist er ein Stück in der Herde, bleibt ohne jede persönliche Beziehung zum Fabrikanten oder dessen Vertretern, wohnt und nährt sich — großstädtisch. Dafür kann er freilich am Feierabend und am Sonntage Zeuge sein, wie andre, vielleicht sein eigener „Chef,“ sich Genüssen hingeben, die ihm ewig unerreichbar bleiben und eben deshalb so begehrenswert erscheinen, kann den herausfordernden Luxus gerade in jenen Schichten kennen lernen, welche sich jetzt mit so großer Dreistigkeit als das wahre Bürgertum aufspielen. Da wird jene Verbitterung erzeugt und genährt, welche tüchtige Leute den gewissenlosen Demagogen und Mundarbeitern ins Neg treibt.

Weshalb müssen denn die Fabriken sich gerade an die großen Städte anheften? Stehen etwa dort Triebkräfte zur Verfügung, welche sich anderswo nicht finden? Ist Grund und Boden, Lohn und Brot dort niedriger im Preise? Was gewisse Fabriken an gewisse Plätze fesselt, Wasserkraft, Holzreichtum, Thon- oder Erzlager zc., kommt insgesamt dort nicht in Frage. Dampfmaschinen lassen sich überall aufstellen, und Schienenwege hat schon fast jeder Winkel bewohnten Landes, sodaß heute nicht mehr, wie wohl vor dreißig bis vierzig Jahren, die Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Verbindung für Bezug und Versandt von Rohmaterial oder Fabrikat geltend gemacht werden kann.

Auch die Herren Fabrikanten würden sich viel wohler befinden, wenn sie fern von dem Geräusch, den Zersplitterungen und Zerstreuungen der Weltstädte ganz ihrem Geschäft, ihrer Familie und ihren Untergebenen lebten. Sie wissen garnicht, welcher Reiz darin liegt, von Zeit zu Zeit sich das große Treiben wieder anzusehen, für welches man durch das Landleben neu empfänglich geworden ist, und dann, abermals mit neu angeregter Empfänglichkeit, in die Stille zurückzukehren. Gutsbesitzer könnten ihnen davon erzählen, wenn es sich für Männer des Fortschritts schickte, mit Junkern sich zu unterhalten. Und der Trieb, sich uneigennützig nützlich zu machen, fände auch in kleinen Städten oder Dörfern genügenden Spielraum. Anstatt für die Aufklärung der Berliner könnten sie für Gegenwart und Zukunft ihrer Arbeiter sorgen und damit der Allgemeinheit den größten Dienst erweisen. Wenn durchaus Reden gehalten werden müssen, so giebt es auch dazu Gelegenheit in Gemeindeausschüssen und Vereinen. Herr Löwe scheint allerdings zu befürchten, daß ohne ihn und seinesgleichen Berlin wieder zum Dorfe werden könnte. Das käme aber noch auf die Probe an. „Probir ers nur“ — und so weiter, wie nachzulesen in Goethes Fastnachtsspiel vom falschen Propheten.



Die Konventionellen Lügen der Kulturmenschheit.



Mark Twain führt in einer seiner humoristischen Erzählungen einen „bösen Buben“ vor, „dem es nichts schadet,“ berichtet von ihm eine Fülle von Schandthaten, die alle gut endigen, und schließt mit dem Sage: „Jetzt ist er der verruchteste, höllenmäßigste Hallunke in seiner Heimat, aber allgemein geachtet und Mitglied der Gesetzgebung.“ Die meisten Leute lesen wohl darüber hinweg und denken, er habe da eben einen schlechten Witz gerissen, um die Leser zum Lachen zu